

Hans Magnus Enzensberger

Gnade

*Auch so ein Fremdwort, selten zu hören
am Telephon. Dem erschöpften Pfarrer
mit den Spritzen und den Kondomen im Vorgarten
wäre es peinlich, sie zu erwähnen.
Im Gnadenstreit, heißt es von fachkundiger Seite,
können sich kleine Gleichgewichtsfehler
katastrophal auswirken, so etwa
die Gleichordnung des Unter- und Überzuordnenden,
die Überordnung des Gleich- und Unterzuordnenden,
die Unterordnung des Über- und Gleichzuordnenden."*

*Das glaube ich kaum. Es gibt andere Sprachen,
in denen gilt für Gnade und Grazie
ein und dasselbe Wort. Geschaffene
und ungeschaffene, aktuelle und habituelle,
erhebende und medizinelle Gnade:
Wer das unterscheiden könnte!
Andererseits wäre ein wenig Grazie
immerhin etwas. Das höchste der Gefühle
Ein wenig Grazie wäre besser als nichts.
Ein wenig Grazie wäre mir schon genug.*

Ein dickes Theologenwort prangt im Titel, läßt an Gottesgnadentum und einen gnädigen Herrn denken, auch an Begnadigungen und Gnadenakte, darunter auch den Gnadentod: in der Tat, das ist uns ein fremdes Wort geworden, so prall voll Feudalismus diesseitiger und jenseitiger Art, daß Pfarrer und Junkies nichts mehr damit anfangen können. Genüßlich führt uns das Gedicht die Theologensprache vor, die versucht, noch im Unerklärlichen hierarchische Ordnung zu schaffen. In satirischer Übertreibung entlarvt Enzensberger eine ganze Sprachwelt, in der Über- Unter- und Gleichordnungen gesucht werden.

(Oder ist das Zitat echt, also gar nicht erfunden, keine Parodie? Man muß, fürchte ich, damit rechnen.)

Jedenfalls eine ganz und gar ungraziöse Sprache, ein barbarisches Gebrabbel, das die Menschen in Kästen und Klassen einteilt, statt sie auf freundliche und elegante Art ins Gespräch miteinander zu bringen.

Dabei wäre alles so einfach, denn selbst das Alltagsgeschwätz enthält schon unentdeckte Wahrheiten, die sozusagen auf der Straße liegen. Man müßte sich selber nur glauben, was man so sagt, wenn man etwa von dem höchsten der Gefühle redet. Sich selber aufs Maul schauen, die eigne Sprache bewußt wahrnehmen, das Gedicht schlägt solche Übungen für Theologen vor.

Im Gegensatz zum deutschen Wort entfaltet sich das lateinische Wort *gratia* in einer freundlichen Kette von Assoziationen, und das griechische *charis* läßt uns noch an Charme und Charisma denken. Die seltsame Sprachlust, nein Sprechlust des deutschen Touristen fällt mir ein, der es genießt, sich beim italienischen Kellner in dessen Muttersprache zu bedanken, *grazie signore*, oft ist das ja das einzige italienische Wort des Deutschen in der Toskana, und daheim bedankt der gnädige Herr sich vielleicht recht selten.

Während so das Gedicht das griechisch-lateinische Sprachmaterial poetisch untersucht, treibt mich die deutsche Gnade an den Bücherschrank, zum Wörterbuch der Brüder Grimm, um dort auf mehreren Seiten und in vielen Spalten die Geschichte

und Bedeutung des Wortes *Gnade* zu erforschen.

Grimms Wörterbuch übersetzt das deutsche Wort *Gnade* mit *propitatio*, *humanitas*, *misericordia*, und über die Grundbedeutung des germanischen Wortes erfahren wir:

die germanischen und deutschen verhältnisse machen die annahme einer grundbedeutung "sich niederlassen", "sich neigen" bzw "das sich - niederlassen, sich herabneigen" am wahrscheinlichsten.

Im Mittelalter hat man dann dieses Wort für das gnädiger Sich Herablassen als Übersetzung für das lateinische *gratia* gewählt, zwei Wörter werden so miteinander verkuppelt, die sich bis dato fremd waren, die freundliche *Grazie* wird als Nebenaspekt der herrscherlichen Huld beigelegt.

Man sieht, wie sich hier die unselige Geschichte einer Kirchenlehre dokumentiert, die weniger die Absicht hatte, den Menschen dabei zu helfen, Freundlichkeit zu üben, Dankbarkeit zu zeigen, die vielmehr immer davon ausging, daß man die hierarchische Bevormundung braucht, die Belohnung von oben, am besten von ganz oben. Das verraten die Wörter selber, nichts behalten sie ja für sich, alles machen sie öffentlich, plaudern es aus, dem Kundigen erzählen sie auch ihre eigene Geschichte.

Aber so gewichtige Überlegungen entsprechen kaum der Eigenart des Gedichts, das doch schon beim ersten Lesen den Eindruck geradezu erlösender Leichtigkeit macht. *Das glaube ich kaum*, in so konzilianter Art plaudert kein kämpferischer Unglaube. Vor allem die letzten Zeilen sind eine unbesorgt wirkende Lockerungsübung, nach den schwer lastenden Zitaten (oder Scheinzitaten) der Kirchenlehre befreien sie uns von der vorhergehenden Anstrengung des Einteilens, Ordnen und Normierens, und schenken uns, wie nebenbei, den alten Sinn im unbesorgten Sprachspiel. *Gnade* muß eben nicht von oben kommen, aus der lastenden Herrschaft, wir können sie uns gegenseitig zuspieren, auf graziöse, charmante Art.

Querschnitt

Eine wichtige Lehre für Theologen, die ja üblicherweise den Wörtern eher mißtrauen, sie festlegen wollen, definieren, wie alle Wissenschaft, bis sie borniert sind, eingegrenzt auf einen klaren aber engen Bedeutungshorizont.

Das Gedicht plädiert also dafür, auf das Sprachmaterial zu achten, die Erfahrungssedimente ernst zu nehmen, die sich in der Wortgeschichte abgelagert haben, zu spielen mit diesen Möglichkeiten, um so zu finden, was in unserem Reden schon ist: denn die Sprache weiß mehr, als dem Sprecher bewußt ist, weiß auch, was Pfarrer und Junkies gleichermaßen brauchen. Gott sei Dank.. Deo gratias.

Peter Goergen